

Prozeß gegen Gott

Von Erich Rommerskirch S. J., Karlsruhe

I. Heute

Die Menschheit von heute steht weithin unter den Zeichen ihrer Verlorenheit. Furcht, Verzweiflung, zynischer Pessimismus überschatten ihre Seele. So tragen denn auch die geistigen Gestalten, die diese Menschheit hervorbringt, in der Malerei etwa, in der Musik, in der Dichtung diese Züge. Wer selbst noch in der Geborgenheit einer festen Weltanschauung lebt und zudem heimisch ist in den überlieferten Formen einer bürgerlichen Welt, wie sie ihm die Erziehung vor Jahrzehnten vermittelt hat, empfindet diese Gestalten einer Welt, die ihren Mittelpunkt verloren hat, als seltsam, abstoßend, dämonisch. Und doch soll der Christ gemäß der Weisung des Evangeliums nicht achtlos an den Zeichen schwerer Krankheit vorübergehen. Es geht ja in Wirklichkeit doch immer wieder um letzte Fragen, freilich oft in einer Art von negativer Theologie, die protestiert gegen einen Gott, den sie nicht begreifen kann. Aber auch im Protest kann eine letzte Sehnsucht und eine letzte Liebe eingeschlossen sein. Das zeigt uns wie ein Schulbeispiel der jetzt viel beachtete Roman „Der Prozeß“ von Franz Kafka.

Der im Jahre 1924 im Alter von 44 Jahren verstorbene Prager Dichter hat in diesem Roman eine merkwürdige, traumhafte und beängstigende Welt heraufbeschworen¹. „Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet“, so beginnt die Erzählung hintergründiger Geschehnisse. Es ist kein gewöhnlicher Prozeß, in den der Bankbeamte Josef K. verwickelt wird, kein normaler Gerichtshof, und gar die oberste Instanz wird niemals bekannt. Zuweilen könnte man meinen, der Dichter habe bereits zwanzig Jahre im voraus eine Ahnung von den Methoden des totalen Staates und seiner Gestapo gehabt. In Vorstadtmietshäusern, auf Dachböden und in winkligen Kammern haben die Behörden dieses ekelerregenden und grauenhaften Gerichtshofes ihren Sitz. Der Bankbeamte führt sein bürgerliches Leben weiter, in dem das Gericht nicht bekannt ist, und doch scheint jedermann von seinem Prozeß zu wissen, ja in einer geheimen Verbindung mit dem Gericht zu stehen.

Traumhaft ist die Welt dieses Romans, sagten wir. Man könnte ihn in die Kategorie der phantastischen und grotesken Erzählungen einreihen, aber er ist mehr. Traumhaft ist das rechte Wort. Das ganze ist wie ein Angsttraum, in einer klaren und meisterhaften Prosa wiedergegeben. Man könnte meinen, in Franz Kafka einen Vorläufer der Surrealisten und Existentialisten zu haben. Auch er entschleiert in den zum Teil stark erotischen Traumbildern dieses Romans tief verborgene Schichten der Seele und entdeckt auf ihrem Grunde die Daseinsangst. Es stimmt gewiß nicht, wenn man hier und da gemeint hat, das ganze sei nur eine Persiflage der alten österreichischen Bürokratie, sondern es geht vielmehr um die Religion, um das

¹ Franz Kafka: Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Max Brod. Band III: Der Prozeß. Roman. Schocken Books/New York 1946.

Verhältnis des Menschen zu Gott. Denn was dem Angeklagten dieses Prozesses immer verborgen bleibt, was er verzweifelt sucht und was ihn schließlich vernichtet, das ist „das Gesetz“ und „die Schuld“. Gleich bei der „Verhaftung“ sagt einer der Wächter: „Sieh, er gibt zu, er kenne das Gesetz nicht, und behauptet gleichzeitig, schuldlos zu sein“. Wie aber kann man schuldig sein, wenn das Gesetz nicht auffindbar und nicht zu erkennen ist? Dennoch verstrickt alles äußere und innere Leugnen den Angeklagten immer mehr in die Schlingen des Prozesses. Ein Jahr lang währt das und die Widerstandskraft des Angeklagten erlahmt. Schließlich erscheinen zwei gutgekleidete Herren in seiner Wohnung und nehmen ihn mit. Er erkennt, daß er selbst das Ende des Prozesses herbeiführen muß. Was immerfort in ihm war und ihn gedrängt hat, entgegen der Einsicht und den Entschlüssen des wachen Bewußtseins, das überwältigt ihn nun. „Das einzige, was ich jetzt tun kann, ist, bis zum Ende den ruhig enteilenden Verstand behalten... Soll man mir nachsagen dürfen, daß ich am Anfang des Prozesses ihn beenden wollte und jetzt, an seinem Ende, ihn wieder beginnen will? Ich will nicht, daß man das sagt“. Aber er bringt es dann doch nicht fertig, den Prozeß selbst zu Ende zu führen:

„K. wußte jetzt genau, daß es seine Pflicht gewesen wäre, das Messer, als es von Hand zu Hand über ihm schwebte, selbst zu fassen und sich einzubohren. Aber er tat es nicht, sondern drehte den noch freien Hals und sah umher. Vollständig konnte er sich nicht bewähren, alle Arbeit den Behörden nicht abnehmen, die Verantwortung für diesen letzten Fehler trug der, der ihm den Rest der dazu nötigen Kraft versagt hatte... War noch Hilfe? Gab es Einwände, die man vergessen hatte? Gewiß gab es solche. Die Logik ist zwar unerschütterlich, aber einem Menschen, der leben will, widersteht sie nicht. Wo war der Richter, den er nie gesehen hatte? Wo war das hohe Gericht, bis zu dem er nie gekommen war? Er hob die Hände und spreizte alle Finger. Aber an K.s Gurgel legten sich die Hände des einen Herrn, während der andere das Messer ihm ins Herz stieß und zweimal dort drehte. Mit brechendem Auge sah K. noch, wie die Herren, nahe vor seinem Gesicht, Wange an Wange aneinander gelehnt, die Entscheidung beobachteten. Wie ein Hund! sagte er, es war, als sollte die Scham ihn überleben.“

So etwas wie einen Schlüssel zum Verständnis des Romans — wobei freilich festgehalten werden muß, daß der Dichter selbst offenbar jede logische Analyse seines Werks ablehnt — den Schlüssel also finden wir in der Parabel vom „Gesetz“, die der Gefängnisgeistliche in einer gespensterhaften Szene dem Angeklagten K. erzählt. Franz Kafka war Jude. So ist für ihn der Begriff „Thora-Gesetz“ gleichbedeutend mit „Religion“ = „Offenbarung Gottes“.

Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, daß er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er später werde eintreten dürfen. „Es ist möglich“, sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht“. Da das Tor zum Gesetz offensteht wie immer, und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehen. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt: „Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meinem Verbot hineinzugehen. Merke aber: ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.“ Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet, das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter

in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen, tatarischen Bart, entschließt er sich doch, lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und läßt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen. Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn nach seiner Heimat aus und nach vielem anderen, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schluß sagte er immer wieder, daß er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber er sagt dabei: „Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben“ ... Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird oder ob ihn nur die Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muß sich tief zu ihm hinunterneigen, denn die Größenunterschiede haben sich sehr zuungunsten des Mannes verändert. „Was willst du denn jetzt noch wissen?“ fragt der Türhüter, „du bist unersättlich.“ „Alle streben doch nach dem Gesetz,“ sagt der Mann, „wie kommt es, daß in den vielen Jahren niemand außer mir Einlaß verlangt hat?“ Der Türhüter erkennt, daß der Mann schon am Ende ist, und um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“

Hans Joachim Schoeps meint: „In dieser Erzählung, die die Urkraft einer mythischen Legende besitzt, indem von ihr der Schauer einer ursprünglichen Mächtigkeit ausgeht, wird die Gesetzesverlorenheit des modernen Menschen sichtbar. Der Mensch — und hat er auch die Demut und schlichte Einfalt wie „ein Mann vom Lande“ — kann heute nicht mehr zum Gesetz [d. h. aber zu Gott] gelangen, das doch jedem und immer zugänglich sein soll² und das er trotz des notwendigen und sicheren Scheiterns seiner Bemühungen in unausrottbarem Drang immer wieder zu erkennen trachtet. Es ist wahrhaftig eine tragische Situation: Das Gesetz besteht, es begründet die Schuld im Menschen, aber es ist unauffindbar und damit die Schuld unlösbar. So handelt der Mensch in einem Angsttraum und endet im Sinnlosen.“

Noch erschütternder vielleicht wird die Gesetzesverlorenheit des modernen Menschen in einer anderen Parabel des Dichters offenbar. Es ist „die kaiserliche Botschaft“ in der Erzählung „Beim Bau der chinesischen Mauer“.

„Der Kaiser hat Dir, dem Einzelnen, dem jämmerlichen Untertanen, dem winzig vor der kaiserlichen Sonne in die fernste Ferne geflüchteten Schatten, gerade Dir hat der Kaiser von seinem Sterbebett aus eine Botschaft gesendet. Den Boten hat er am Bett niederknien lassen und ihm die Botschaft ins Ohr zugeflüstert: so sehr war ihm an ihr gelegen, daß er sich noch ins Ohr widersagen ließ. Durch Kopfnicken hat er die Richtigkeit des Gesagten bestätigt. Und von der ganzen Zuschauerschaft seines Todes — alle hindernden Wände werden niedergebrochen und auf den weit und hoch sich schwingenden Freitreppen stehen im Ring die Großen des Reiches —, vor allen diesen hat er den Boten abgefertigt. Der Bote hat sich gleich auf den Weg gemacht: ein kräftiger, ein unermüdlicher Mann; einmal diesen,

² F. K. Der Prozeß: 9. Kapitel „Im Dom“.

³ Hans Joachim Schoeps: Gestalten an der Zeitenwende: Burckhardt, Nietzsche, Kafka. Vortrupp-Verlag, Berlin 1936.

einmal den anderen Arm vorstreckend, schaffte er sich Bahn durch die Menge, findet er Widerstand, zeigt er auf die Brust, wo das Zeichen der Sonne ist; er kommt auch leicht vorwärts, wie kein anderer. Aber die Menge ist so groß, ihre Wohnungen nehmen kein Ende. Öffnete sich freies Feld, wie würde er fliegen und bald wohl hörtest Du das herrliche Schlagen seiner Fäuste an Deiner Tür. Aber statt dessen: wie nutzlos müht er sich ab; immer zwängt er sich durch die Gemächer des inneren Palastes; niemals wird er sie überwinden; und gelänge ihm dies, nichts wäre gewonnen; die Höfe wären zu durchmessen; und nach den Höfen der zweite, umschließende Palast; und wieder Treppen und Höfe und so weiter durch Jahrtausende; und stürzte er endlich aus dem äußersten Tor — aber niemals, niemals kann es geschehen —, liegt erst die Residenzstadt vor ihm, die Mitte der Welt, hochgeschüttet voll ihres Bodensatzes. Niemand dringt hier durch und gar mit der Botschaft eines Toten. — Du aber sitzt an Deinem Fenster und erträumst sie Dir, wenn der Abend kommt⁴.

Es wird wohl jeder Leser dieser wenigen Zeilen unter dem Eindruck stehen, daß hier die furchtbare Tragik oder Schuld des modernen, aus den Fugen geratenen Menschen, der auf der Suche nach Gott ist, Ihn aber nicht findet und Ihn vielleicht schon nicht mehr finden kann, ihren erschütternden Ausdruck gefunden hat, und jeder Kenner wird sagen, daß diese kleine Parabel echte Dichtung ist, — wahrhaft Verdichtung innerer Erfahrung und Erkenntnis zu einem hinreißenden Bild, Verdichtung letzter Einsamkeit und Trauer zu einem trostlos schwermütigen Lied. So steht also der Angeklagte des „Prozesses“ am Rande der Verzweiflung, und seine Verzweiflung wird zum Protest. Er protestiert gegen eine Ordnung, die er nicht begreifen kann, gegen ein Gesetz, zu dem ihm der Zugang verwehrt wird, gegen einen Richter, den er nie zu Gesicht bekommt, gegen einen höchsten Herrn und Kaiser, der doch nicht mächtig genug ist, seinen Boten bis zum Einzelnen in der äußersten Ferne seines Reiches zu schicken, er protestiert also gegen seine ihm aufgezwungene Situation. Er protestiert damit im Grunde gegen Gott. Der Prozeß des Bankbeamten Josef K. ist in Wirklichkeit ein Prozeß gegen Gott. Vielleicht ist dieser Protest um so härter und schneidender, als er nicht laut vorgebracht wird. Die scheinbar sachliche und nüchterne Feststellung, daß das Leben sinnlos, die Welt eine Fehlkonstruktion, der Mensch ein Vergessener vor der Tür ist, wirkt ja viel unbedingter und entschiedener als ein lautes Aufbegehren.

Hat der Mensch ein Recht zu diesem Protest? Darf er gegen Gott selbst den Prozeß eröffnen? Darf er lästern? Wir wagen es nicht, über den Dichter Franz Kafka und seine eigene persönliche Entscheidung zu urteilen. Er stand nicht im Lichte des Neuen Testaments, das wir durch die Kirche besitzen. Seine religiöse Gedankenwelt hatte er aufgebaut mit Hilfe von Pascal und Kierkegaard, also unter dem Einfluß der düsteren Religiosität des Jansenismus und der von der Verzweiflung durchtränkten Gläubigkeit des Lutherums. Seine Freunde rühmen des Dichters „Demut, Liebe, Einfachheit und Reinheit, und seine Liebe zu allem Kindlichen, Gesunden, Natürlichen, Guten und Schönen“⁵. Hans Joachim Schoeps aber schließt seine Untersuchung über Franz Kafka mit den Worten: „Gewiß bleibt bestehen, daß in dieser heil-

⁴ Zitiert bei Schoeps S. 73.

⁵ Hans Powolny in der Zeitschrift „Die Lücke“ 1948, Heft 5/6.

losen Situation zu leben bare Verzweiflung ist. So ist denn auch Franz Kafka zeit seines Lebens ein großer Ver zweifelter gewesen“. Aber diese Situation der potenzierten Verzweiflung ist doch schon so nahe dem göttlichen Paradox, daß ein leichter Anhauch von drüben alles zum Umschlagen bringen kann. Deshalb — und nur deshalb kann die verzweifelte Situation vom Menschen ertragen werden, ohne daß ihr ein Deut Verzweifeltheit abgebrochen würde... Denn in ihr gibt es neben der Fronie, die das Endliche um des Unendlichen willen zu ertragen vermag, jene ganz große Kraft der messianischen Hoffnung, die, je grundloser sie ist, um so gewaltiger aufbricht. Und nur im restlos verzweifelten Dasein kann es diese „irrsinnige“ — so nennt sie Kafka einmal — Messias Hoffnung geben, die in Kafkas persönlichem Leben trotz aller Not und Leiden eine reale Macht gewesen ist. Vielleicht gibt es in der ganzen Weltliteratur kein zweites Dokument, das so für die Macht der Hoffnung Zeugnis gibt und von einer solchen Urkraft messianischer Erwartung durchglüht ist, wie diesen Satz des Dichters Franz Kafka vom Mythos des Glaubens in der tragischen Position: „Ein erstes Zeichen beginnender Erkenntnis ist der Wunsch zu sterben. Dieses Leben scheint unerträglich, ein neues unerreichbar. Man schämt sich nicht mehr, sterben zu wollen. Man bittet, aus der alten Zelle, die man haßt, in eine neue gebracht zu werden, die man erst hassen lernen wird. Der Rest von Glauben wirkt dabei mit, während des Transportes werde zufällig der Herr durch den Gang kommen, den Gefangenen ansehen und sagen: ‚Diesen sollt Ihr nicht wieder einsperren. Er kommt zu mir‘“.

II. In den Tagen des Dulders Job

Unsere Antwort auf den Roman des jüdischen Dichters läßt uns zu einem Buch, des Alten Testamentes greifen, in dem Gott selbst dem Menschenherzen das Recht einzuräumen scheint, ja seine Hilfe gewährt, gegen ihn Klage zu erheben. Es ist das Buch des Dulders Job, ein uraltes und tief erschütterndes Zeugnis des leidenden Menschen.

„Es geschah einmal, da kamen die Himmels söhne, um sich Gott vorzustellen, und es kam auch der Satan mitten unter ihnen. Und es sprach Gott zum Satan: ‚Woher kommst du?‘ Und es antwortete der Satan dem Herrn und sprach: ‚Ich habe die ganze Erde durchstreift.‘ Da fragte Gott den Satan: ‚Sahst du auch meinen Knecht Job? Wie er ist keiner auf der Erde, ein Mann, unbescholten und rechtschaffen und gottesfürchtig und fern vom Bösen.‘ Und es antwortete der Satan dem Herrn und sprach: ‚Ist Job denn umsonst fromm? Hast Du nicht umhegt ihn, sein Haus und seine ganze Habe, hast Du nicht gesegnet das Werk seiner Hände und hast Du nicht ausgebreitet seinen Besitz im Lande? Doch strecke nur Deine Hand aus und rühre an alle seine Habe, ob er nicht in Dein Gesicht Dir flucht?‘ Da sprach Gott zu dem Satan: ‚Siehe, alles was er besitzt, soll in deiner Hand sein, nur gegen ihn selbst sollst du deine Hand nicht ausstrecken‘“ (1, 6—12).

Daß Gott mit dem Satan verhandelt, fast gleich zu gleich, kennzeichnet das Buch als ein Lehrgedicht. Satan schlägt den frommen Job. Job erträgt die Schläge. „Bei all dem versündigte sich Job nicht und murrte nicht gegen Gott.“ Sieben Tage und sieben Nächte sitzen die Freunde in schweigender Trauer bei dem geschlagenen Mann. Dann aber ist es, als breche die Seele des Dulders auf, und die große Klage beginnt.

Und es antwortete Job und sprach: „Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde, und die Nacht, da man sagte: ein Sohn ist da... Warum bin ich nicht im Mutterschoß gestorben, warum nicht aus dem Mutterleib gekommen und vergangen? ... Dann läge ich und hätte Ruhe, dann schlief ich, es wäre mir wohl...“ (3, 3... 11... 13). So klagt das Menschenherz in tiefster Erschütterung. Und nun bedenken wir, daß es der Heilige Geist ist, der durch die Schrift dieser Klage Worte verleihnt. Wir sollen uns also hüten, den Freunden des Job gleich, allzu pharisäisch einen Klagenden zurechtzuweisen, sei es, daß er in einer Dichtung seine Klage ausspricht, sei es in der Sprache des Alltags, die da sagt: „Wie kann Gott so etwas zulassen? Warum muß mir das geschehen?“ Der Herr im Buche Job tadelt dessen Freunde, weil sie allzu wenig Verständnis für den Dulder haben und unbedingt seine Schuld feststellen wollen; vielleicht würde er auch manche Christen, Seelsorger oder Laien tadeln, die allzu wenig eingehen auf die Klagen und die oft so tiefe Verzweiflung der modernen Menschheit, oder die einen allzu billigen Trost bei der Hand haben oder sich wundern, daß die Logik eines kühlen Verstandes für ein wundes Herz noch keine Heilung bedeutet.

Bald wird die Klage Jobs zur Anklage, zu einem Aufbegehren gegen das Verhalten Gottes. Die Freunde sagen ihm deutlich, wie es den Anschauungen jener Zeit entsprach: „Dein Unglück muß verdient sein, du mußt eine Schuld haben!“ Job selber scheint die Ansicht zu teilen, Unglück, zumal Krankheit und Aussatz, könne nur durch eine Schuld des Betroffenen verursacht sein. Aber anderseits ist er sich doch durchaus keiner Schuld bewußt. Wir haben also eine ähnliche Lage wie in dem Roman „Der Prozeß“. Durch sein Unglück wird dem Job gleichsam von einer höheren Macht der Prozeß gemacht. Er ist unter Anklage gestellt, ja schon im Strafvollzug. Er soll so von den unsichtbar bleibenden höchsten Instanzen gezwungen werden, nach seiner Schuld zu suchen. Die Freunde spielen die Rolle der merkwürdigen Gerichtsbeamten des Romans. Job aber protestiert. Er protestiert gegen das gewohnte Verfahren mit Leidenden, gegen eine falsche Seelenbehandlung, er protestiert gegen die überlegene Ruhe der unbeteiligten Frommen. Ja, er protestiert gegen Gott: „Reden will ich in meines Geistes Not, will klagen in meiner Seele Bitterkeit. Bin ich das Meer, bin ich ein wildes Tier, daß Du mich willst in Ketten legen... Du erschreckst mich in den Träumen und durch Gesichte setzt Du mich in Angst... Hätt' ich gesündigt, was hätt' ich Dir getan, Du, der Menschen Wächter?“ (7. 11, 12... 20). Hin und her zwischen dem Wissen um eines unbegreiflichen Gottes Gerechtigkeit und dem Bewußtsein der eigenen Unschuld schwankt die Seele des Leidenden. Gott ist „der Mann meines Streites“. Ein Prozeßgegner, gegen den keiner ankommt. „Wie wär ein Mensch gerecht vor Gott? Wenn er streiten wollte mit ihm, nicht könnte er erwidern ihm eins von tausend... Bin ich ein Sünder, so beachte mich, sprich mich nicht los von meiner Schuld. Bin ich ein Böser, wehe mir! Jedoch ich bin gerecht und soll doch nicht mein Haupt erheben dürfen“ (9. 2, 3... 10. 14, 15). Gerade das Bewußtsein der eigenen Unschuld macht Gottes Verhalten unheimlich. Gott ist nicht so, wie er nach menschlichem Begreifen sein müßte. Muß man einen solchen Gott nicht ablehnen? „Er kennt

meinen Weg, und wenn er mich prüft, so gehe ich hervor wie Gold. An seinem Schritt hielt fest mein Fuß, ich achtete auf seinen Weg, nicht wich ich ab von dem Gebote seiner Lippen, und mehr als meinen Willen hab ich bewahrt die Worte meines Mundes. Doch er ist einzig, wer kann ihn denn hindern? Sein Geist begehrt's, so tut er es denn. Denn er vollführt, was mir bestimmt, und so wie dieses ist noch viel bei ihm. Darum erschrecke ich vor seinem Antlitz und denke nach, so fürchte ich mich vor ihm. Gott hat mein Herz verzagt gemacht, und der Allmächtige mich versetzt in Schrecken“ (23. 10—16).

Gott aber nimmt wahrhaftig die Klage an. Er stellt sich im Prozeß. Freilich ist es der große und gewaltige Gott, der da im Wettersturm antwortet und den Menschen zu Boden wirft. „Wer ist es, der verdunkelt den Plan mit Reden ohne Einsicht? Nun gürtete wie ein Held deine Lenden, Ich werde dich fragen und du antworte mir. Wo warst du denn, als ich die Erde baute?“ (38. 1—4). Gott offenbart sich als den absoluten Herrn, weil er der Schöpfer ist. Er hat die Erde gebaut, ihre Maße ausgemessen, ihre Ecksteine gesetzt. Er ist der Herr, der Mensch darf nicht mit ihm rechten. Er verstummt vor diesem Gott in einem Schweigen, das alles hinnimmt. Und es antwortete Job dem Herrn und sprach: „Gering bin ich, was soll ich Dir erwidern? Ich lege nun auf den Mund die Hand. Einmal habe ich gesprochen, ich will nicht wieder Antwort geben, und auch ein zweitesmal, ich will's nicht wieder tun“ (39. 33—35).

Doch es ist nicht ein trostloses Verstummen vor der Herrlichkeit Gottes. Gott sagt ja, daß er der Schöpfer sei, also kein böser Geist. Daß er die Erde ausgemessen und ihre Ecksteine gesetzt habe. Also kennt er auch das geheime Maß aller Leiden und weiß, wie es eingebaut ist in das Gesamtwerk. So kann der Mensch sich trösten, daß ihm die Kenntnis dieses Maßes versagt ist und er oft nicht zu erkennen vermag, welchen Sinn seine Leiden haben. Ja, mehr noch: Wenn Gottes Angesicht aufleuchtet, dann entschwindet alles andere und geht unter, dann hören alle Fragen auf, weil der Mensch ganz eingenommen wird von der Schau dieses Gottesangesichtes. Da antwortete Job dem Herrn und sprach: „Ja, jetzt erkenne ich, daß Du alles kannst, — von allem, was Du willst, Dir nichts verwehrt ist. Wer ist's, der da verbirgt den Ratschluß ohne Einsicht? So habe ich es vorgebracht, doch nicht verstanden, zu wunderbar war es für mich, drum habe ich es nicht erkannt... Vom Hörensagen habe ich von Dir vernommen, doch jetzt sieht Dich mein Auge selbst. Deshalb verwerfe ich es, und es reuet mich in Staub und Asche“ (42. 1—6).

Wie ein gottgläubiger Mensch, sei es für sich im eigenen Herzen, sei es im Namen der Menschheit als Weiser oder Dichter, den „Prozeß gegen Gott“ zu führen hat, das können wir aus der Offenbarung selber lernen. Gott stellt selber die Worte der Klage und Anklage zur Verfügung. Er ist großzügig. Wir sind nicht gezwungen, unser Herz zu verleugnen. Der wahrhaft gläubige Mensch ist kein Stoiker, der Christ ist kein Buddhist. Aber der klagende Mensch muß den Prozeß recht führen. Er muß seine Klage vor Gott bringen. Und wenn er Gottes Gerechtigkeit nicht mehr erkennen kann, wenn sein

Herz zu krank und wund ist für alle Lehren der Weisheit, dann muß er sich mit einem Dennoch hineinwerfen in das Licht des Angesichtes Gottes, das die Liebe ist. Dazu muß freilich in seinem Bewußtsein stehen, so wie es bei aller Not doch unverrückbar im Bewußtsein des Dulders Job steht, daß Gott „mein Freund, mein-Bürge und Zeuge“ ist, daß seine Hand mich wundersam im Mutterschoß gebildet hat, daß ich in glücklichen Tagen die Süßigkeit seines Bundes erfuhr. Ich darf Gott nicht nur aus „Nachtgesichten“ kennen. Enden aber muß der Prozeß mit der demütigen Unterwerfung des Menschen unter die Hand des absoluten Gottes. Die Lehre des Buches Job im Alten Testament gilt auch für das Neue und nichts darf von ihrer alttestamentlichen Wucht genommen werden, daß Gott dem Menschen gegenüber Recht behält, und dieser sich beugen muß vor der Herrlichkeit seines Schöpfers.

Aber seien wir ehrlich! Ist unser Herz ganz zufrieden? Verstummt die quälende Frage: „Konntest Du die Welt nicht anders schaffen? Hat Deine Hand gezittert, als Du den Menschen aus Erde schufst, daß er so brüchig geworden ist, so fragwürdig und zum Bösen geneigt? Nie würde ich es fertig bringen, ein Wesen ins Dasein zu rufen, von dem ich vorauswüßte, daß es im ewigen Höllenfeuer enden wird. Nie würde ich einem Kinde Feuer zum Spielen geben. Du aber gibst Deinen Kindern den freien Willen und stellst sie vor eine furchtbare Entscheidung. Und gibt es keinen anderen Weg zu sühnen als den des Leidens?“ Und so sind wir schon wieder geneigt, den Prozeß gegen Gott zu eröffnen mit unseren wehen und bitteren Fragen. Aber wir leben nicht mehr im Alten, sondern im Neuen Testament, in der Fülle der Zeiten, im Neuen Bund der Hoffnung, der einer Tür gleicht, die sich öffnet und schon einen Schein des Lichtes erkennen läßt. Wir leben im Neuen Bund, und der steht unter dem Zeichen des Kreuzes.

Wie? Das Kreuz? Ja, das ist ja das Zeichen eines Prozesses, eines gerichtlichen Verfahrens, eines Todesurteiles. Es ist das martervolle Werkzeug einer Hinrichtung. Welch ein rätselvolles und doch tröstliches Geschehen ist das! Der Herr hört nicht nur die Klage seiner Knechte an, er antwortet nicht nur, nein, er läßt sich buchstäblich den Prozeß machen.

III. In der Fülle der Zeit: auf Golgotha

Ein ungeheuerlicher Prozeß. Jesus steht, angeklagt, gefesselt vor dem Hohen Rat. Duster brennen die Lampen im Saal, in den die verworrenen Geräusche der menschenüberfüllten nächtlichen Stadt dringen. Jesus schweigt beim ersten Verhör vor Annas, der kein Amt und Recht zu fragen hat. Er schweigt gegenüber den falschen Zeugen, die behaupten, Jesus habe gesagt, er könne den Tempel Gottes zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen, die sich aber in ihren Aussagen widersprechen. Als ihn der Hohepriester kraft seines Amtes fragt: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du der Messias, der Sohn Gottes bist?“ da antwortet er: „Du hast es gesagt!“ Und dann greift dieser wehrlose, erniedrigte Angeklagte nach dem furchtbaren Stab des Weltenrichters: „Von nun an werdet ihr den Menschensohn zur Rechten des allmächtigen Gottes sitzen und auf den Wolken

des Himmels kommen sehen.“ Jesus wird vom Hohen Rat wegen Gotteslästerung verurteilt. Es nimmt also der Sohn Gottes all das auf sich, wogegen sich der Mensch so gern empört: Es wird ihm der Prozeß gemacht. Er wird von einer Behörde zur anderen geschleppt. Er soll eine Schuld eingestehen, die er nicht begangen hat. Das Verfahren läuft ab, unerbittlich, in grausamer Mechanik. Das Ende ist eine furchtbare Art der Hinrichtung. Was also der protestierende Mensch in den Schicksalen seines Lebens zu erleben behauptet, was sein Gefühl erlebt, das nimmt der Sohn Gottes in höchst realer Weise auf sich.

Von der anderen Seite her betrachtet: Jetzt dürfen wahrhaftig Menschen gegen Gott, der Mensch geworden ist, den Prozeß führen. Es ist ihnen dazu Amt und Würde gegeben. Sie erheben genau die Anklage, die Menschen erheben, wenn sie gegen Gott protestieren. „Du lästerst Gott.“ Lautet nicht so die Klage jener, die verzweifelt gegen ihr Leid aufbegehren? „Du, den wir erfahren und erleben in den Nöten und Schlägen unseres Lebens, Du, der diese erbarmungslose Welt geschaffen hat. Du, auf den doch auch das Übel zurückgehen muß, Du lästerst den Gott, den wir uns erwünschen, den wir uns erträumen, der Du sein müßtest, wenn Du Gott wärest.“

Zur nächsten Instanz geht der Prozeß Jesu. Der Herr steht vor Pilatus. Der Vertreter der Staatsgewalt ist also Richter über den Gottessohn. Wiederum nimmt der Herr all das auf sich, wogegen der Mensch protestieren möchte: die Schuld wird nicht greifbar: „Er verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen.“ — „Wir haben ein Gesetz, nach dem muß er sterben.“ — „Er hat sich zum Sohn Gottes gemacht.“ Der Landpfleger muß feststellen: „Ich finde keine Schuld an ihm. Nichts Todeswürdiges ist ihm nachgewiesen.“ Und doch beschließt dieser Landpfleger: „Ich werde ihn daher züchtigen lassen.“ Der Prozeß geht seinen Gang, und der Herr wird in seinem Räderwerk zermalmt. Welch ein unseliges Ineinandergreifen: Da sind Parteien im Lande, Pharisäer und Sadduzäer, Nationalisten und Herodianer; da haben Pilatus und Herodes ein diplomatisches Geschäft miteinander; da ist die Stadt Jerusalem in diesen Ostertagen von einer großen, aufgeregten Menschenmenge erfüllt. Lauter widrige Umstände, die mit dem Herrn nichts zu tun haben, und die für sein Geschick dennoch verhängnisvoll sind. Er hat gesagt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, und doch heißt es nun: „Er verbietet, dem Kaiser Steuer zu zahlen!“ Er ist als Friedensfürst, auf einem Esel reitend, als Zeichen seiner ganz unweltlichen Absichten, in die Stadt eingezogen, aber seine Ankläger behaupten: „Er bringt durch seine Reden das Volk im ganzen Lande in Aufruhr, von Galiläa angefangen bis hierher.“ Wie gäbe ihm dies Geschehen Anlaß zum Protest. Die Geißelung, die Verspottung, dieses Angenageltsein, diese Hinrichtung. Sein Protest aber lautet: „Vater, verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie tun ... Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ So steht das Kreuz vor uns. Nun wissen wir: Der Bote des höchsten Herrn ist angekommen. Ja, es ist der Herr selbst, nur er konnte den unendlichen Abstand zwischen Gott und Menschen überbrücken, nur er die Wüste unserer Schuld durchqueren. Hier ist wahrhaftig die letzte Verhandlung in dem Prozeß der Menschen gegen Gott.

Gott antwortet nicht mehr im Wettersturm. Er wirft uns nicht zu Boden mit seinem Wort: „Wer bist du denn...?“ Er antwortet im Todesschweigen des Kreuzes. Es ist, als bitte Gott uns, zu vergeben, daß wir ihn nicht verstehen können. Er läßt uns ein, daß wir uns unterwerfen, indem er sich selber dem Gesetz des sühnenden Leidens unterwirft. Er geht mit uns diesen Weg. In dieses Todesschweigen des Kreuzes hinein begeben sich der leidende und klagende Mensch! Es gibt keine Antwort auf deine Frage: „Warum muß gerade ich, ich, dieses, gerade dieses Leiden tragen?“ Und es gibt keine Antwort auf die Frage: „Wer bist Du, Gott?“, die nicht immer eine neue Frage aufwürfe. Ja, auch das Kreuz, an dem der Sohn Gottes stirbt, ist eine Offenbarung und doch auch zugleich ein neuer Schleier vor dem Angesicht Gottes. Aber hier geht unser Fragen und Klagen in ein tiefes, in ein schmerzseliges Schweigen über... Das Leiden bleibt, die Frage bleibt bestehen, aber wenn unsere Klage zur Anklage zu werden droht, trifft uns der Blick dieser sterbenden Augen, schauen wir dies Herz, das den letzten Blutstropfen für uns hergegeben hat, und wir wissen, daß der Herr selbst in den dunklen und quälenden Prozeß unseres menschlichen Daseins eingegriffen hat und spricht: „Diesen sollt ihr nicht wieder einsperren. Er kommt zu mir.“

Das Gebet der Schuld

Von Karl Rahner, S. J., Innsbruck¹

„Wenn ihr betet, so sprecht also: Vater unser vergib uns unsere Schuld . . . !“ Sooft der Christ das Gebet des Herrn spricht, bittet er um Vergebung seiner Schuld. Täglich und jeden Tag neu. Er betet nicht bloß „pro forma“ so, nur noch von früher her — von damals, als er noch nicht bekehrt war, noch nicht Buße getan hatte, vielleicht noch nicht geheiligt war durch die Vergebung aller Sünden in der Wiedergeburt des neuen Menschen im Wasser und im Geist, in der Taufe, er fleht um die Vergebung seiner Schuld, die ihn jetzt lastend drückt, immer und neu.

Können wir das wirklich? Sind wir nicht die Erlösten, die erlöst aussehen sollen; die frohen Erben der Heiligen im Licht, wiedergeborene Kinder des Vaters, leuchtend in einer finsternen Welt wie Sterne, Kinder des Erbarmens, das neue Volk, die Erben der Verheißung? Und noch einfacher, greifbarer und alltäglicher: fühlen wir uns so schuldig, daß wir jeden Tag „im Geist der Buße und mit zerknirschem Herzen“ an die Brust schlagen können: Herr, sei mir armen Sünder gnädig?

Gewiß: Der Christ von heute macht nun einmal im allgemeinen sein persönliches Christwerden erst nach seiner Taufe durch. Die Taufe steht für gewöhnlich am Anfang seines Lebens, — die Sichtbarkeit des Erbarmens

¹ Die folgenden Ausführungen suchen den katholischen Sinn des lutherischen „simul iustus et peccator“ (Gerechtfertigter und Sünder zugleich), demzufolge auch der erlöste Christ trotz seiner Rechtfertigung durch Christus täglich in wahrer Reue und Zerknirschung um Vergebung seiner Schuld bitten kann und muß, auch dann, wenn er sich keiner aktuellen Schuld bewußt ist, herauszuarbeiten. (Schriftleitung)